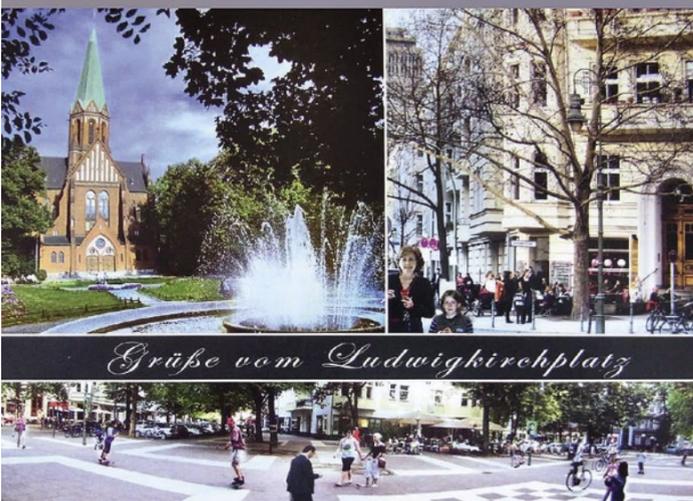


Ein urbanes Stadtquartier für alle: einfache Gestaltung über Jahrzehnte bewährt.



Lehrstück einer verpassten Chance 2014: Siedlung statt urbanes Stadtquartier.



NACHLESE

Leben statt Wohnen | 5. Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt

Peter Rumpf

Zum fünften Mal luden Christoph Mäckler und Wolfgang Sonne vom Deutschen Institut für Stadtbaukunst, Universität Dortmund, in die wunderschönen Räume der Düsseldorfer Rheinterrassen. Das Thema in diesem Jahr: Stadtleben statt Wohnen. Und es kamen: nur wenige Architekten, aber erfreulich viele Stadtplanungsdezernenten, Baubürgermeister, Stadtbauräte, Beigeordnete und Oberstadtdirektoren. Es mussten also nicht die missioniert werden, die sowieso in die Kirche gehen. Das Interesse der sonst Architektenansammlungen eher Meidenden war neu, wie auch die Themen soziale Mischung und Nutzungsvielfalt in der Stadt. Alt hingegen war – und

wird es wohl auch bleiben – der Vorwurf an die Initiatoren der *Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt*, Ewig-Gestrige zu sein und den rasanten Wandel in der Gesellschaft und im Miteinander zu ignorieren. „Im Gegenteil! Wir müssen aus der Vergangenheit lernen, nicht indem wir sie imitieren, sondern darauf aufbauen“, so Mäckler und Sonne. Diesem Ceterum censeo haben sich die beiden, ihr Institut und die Architektenkollegen im Geiste nun mal mit nicht erlahmendem Engagement verschrieben.

Zurück zu den anwesenden Praktikern aus der Verwaltung. Für sie gab es zunächst reichlich

Das Gegenbeispiel zum urbanen Bauen, wie es Christoph Mäckler und Co. verstehen, hat Jürg Sulzer von der TU Dresden in Opfikon bei Zürich entdeckt und für seinen Vortrag nach Düsseldorf mitgebracht

Abbildungen: Jürg Sulzer

Schwarzbrot, bevor man sich am zweiten Tag der „Schönheit“ nähern konnte. Bodenwertsteigerung, Produktionsverfahren, Erbbaurecht, Entparzellierung, Grundsteuerveranlagung, Baunutzungsverordnung, der Unterschied zwischen Eigentum und Besitz und – last but not least – die seit 100 Jahren anstehende Lösung der Bodenfrage. Diese Begriffe und was sich dahinter verbirgt, wie man sie in den Planungsbehörden oder vor den Stadtverordneten interpretiert bzw. instrumentalisiert, ist das tägliche Geschäft der kommunalen Vertreter, wie sie hier versammelt waren. Und wie daraus die Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt erwachsen kann, das war das Thema des ersten Tages. Auch wie sie daran scheitern kann. „Wenn die Produktionsbedingungen verhindern, dass wir urbane Städte bauen, dann muss man diese Produktionsbedingungen ändern.“ Das fordert Christoph Mäckler, wohl wissend, wie utopisch seine Forderung ist. Oder wie es der Schriftsteller Martin Mosebach in seinem Einleitungsvortrag konstatierte: „Wir können Städte nicht mehr erschaffen.“ Wobei er die Architekten mit in die Haftung nimmt. Sein Rat an sie: Verhindern, Verlangsam, Unterlassen!

Alle haben Murx gebaut!

Aber deshalb war man ja nicht zusammengekommen. Also ging man auf die Suche nach positiven Beispielen, wie der Stadt oder den am Stadtrand entstehenden Neubaugebieten Urbanität verliehen werden kann: z.B. München-Haidhausen, Block 22, oder Duisburg, Hartenecker Höhe. Hamburgs Oberbaudirektor Jörn Walter pries – nicht zum ersten Mal – seine HafenCity an, ohne zu verhehlen, wie schwer und teuer es ist. Leben in die Erdgeschosszonen zu bringen. Der Tante-Emma-Laden ist tot, darüber herrschte Einvernehmen. Was an seiner Stelle einziehen könnte – Sozialeinrichtungen, Computerberater, Architekturbüros –, niemand weiß es, erst recht nicht mit Blick in die Zukunft. Natalie de Vries von MVRDV rät zu Transformation, der konstruktiven Möglichkeit zur mehrfachen Nutzungsänderung.

Der Dauerbrenner Parzellierung durfte nicht fehlen, obwohl Arno Lederer von grassierendem Parzellenschwund zu berichten wusste, z.B. durch den Gottseibeius ECE. Auch musste offen bleiben, ob kleinere Parzellen per se „städtischer“ sind als Großstrukturen. Auf die Details kommt es an. Womit die Diskussion von der sozialen und funktionalen Mischung bei der Gestaltung angelangt war. Der FAZ-Redakteur Dieter Bartetzko dazu: „Ich habe drei Generationen Architekten kennengelernt; alle haben Murks gebaut!“ Aber deshalb war man ja zusammengekommen. Auch wenn man die große Lösung nicht erwarten, aber kleine Schritte versuchen kann. Für Mäckler sind dies seine „Stadtbausteine“, die es zu entdecken und anzuwenden gilt – Straßenraum, bebaute Ecke, Erker, Dachabschlüsse und mehr. „Die Außenwände der Innenräume sind die Innenwände der Außenräume.“ Und als Resümee von 14 Stunden engagierter Diskussion: „Wir sind weit gekommen; Stadtbauräte sprechen über Gestalt.“

BILDHAUER-ARCHITEKT

Die Schau zum Schlossneubau | Andreas Schlüter-Ausstellung im Bode-Museum

Bernhard Schulz

Man hat ihn den „Michel-Ange du Nord“ genannt. So wurde Andreas Schlüter (1659/60–1714) zumindest in Berlin gesehen, bis sein Werk unterging – im Zweiten Weltkrieg und danach durch die Sprengung des Berliner Schlosses 1950. Das Empfinden für plastischen Schmuck und für Bildhauerei im Ganzen ist längst verlorengegangen, und Schlüter ist aus dem öffentlichen Bewusstsein gefallen.

Mit dem heftig umstrittenen Wiederaufbau des Schlosses und der Schwierigkeit, den Bauschmuck in Steinmetzarbeit wiederherzustellen, rückt das Werk zumindest wieder in Sicht. War er mehr Bildhauer, mehr Architekt? Ist dem heutigen Verständnis überhaupt deutlich zu machen, dass beide Berufe einst zusammengehörten, von Michelangelo bis Bernini, um nur die beiden Bedeutendsten zu nennen? Die Konzentration auf die Architektur Schlüters hat ihre Schwierigkeit darin, „dass der große Bildhauer-Architekt seine Architektur und Plastik natürlich in einem gedacht hat“, schreibt Goerd Peschken, der Verfasser der großen Monografie zum Berliner Schloss. Eben dieses nicht Neben-, sondern Miteinander der beiden künstlerischen Gattungen zu veranschaulichen, ist ein Ziel der Ausstellung der Staatlichen Museen Berlin im Bode-Museum unter dem Titel „Schloss Bau Meister. Andreas Schlüter und das barocke Berlin“.

Einst war Schlüter ein großer Saal im „Deutschen Museum“, dem Nordflügel des Pergamon-Museums, gewidmet. Immerhin 16 seiner Skulpturen

zählen zum Bestand, der zuletzt 1964 im Rahmen einer Überblicksausstellung gezeigt wurde. Ganz kann es auch diesmal nicht gelingen, den Bildhauer mit dem Architekten zusammenzubringen. Das wird erst der Fall sein, wenn die Arbeiten aus der „Schlossbauhütte“ vor den Betonkern der zügig wachsenden Schloss-Rekonstruktion gebracht worden sind.

Schlüter baut die Provinzresidenz Berlin zur barocken Metropole um

Es dauert denn auch innerhalb des 16 Säle umfassenden Rundgangs, bis der Besucher zum Architekten Schlüter gelangt. Den Bildhauer hat jeder im Blick, der das Bode-Museum betritt, ist doch eine originalgetreue Galvano-Plastik von Schlüters berühmtestem Werk, dem Reiterstandbild des Großen Kurfürsten von 1696/1706, im Kuppelsaal, dem Foyer des Museums, aufgestellt – eine neobarocke Inszenierung des Museums-Architekten Ernst von Ihne, die bei der Eröffnung des Hauses 1904 noch unmittelbar die Ikonografie der Residenzstadt Berlin aufrief. Das Reiterstandbild stand auf der Langen Brücke, die direkt auf den Schlossplatz mündete. Schlüter war, vor Schinkel, der erste Architekt, der die stadträumliche Wirkung bewusst berechnete und ausgeklügelte Bezüge herzustellen wusste. „Er hat Berlin innerhalb von eineinhalb Jahrzehnten von einer kommoden Provinzresidenz zu einer barocken Metropole umgestaltet“, erklärt Museums-Generaldirektor Michael Eis-

.de Dazu auf Bauwelt.de | Bildstrecke: Medusabüste, Reiterstatue und Silberbufett – ein Blick auf die Exponate der Ausstellung



Oben: Andreas Schlüter, Relief von der Fassade der Alten Post in Berlin, um 1703; Links: Eduard Gaertner, Die Lange Brücke mit dem Reiterstandbild des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, Berlin, 1842

© Staatliche Museen zu Berlin/Antje Voigt; Staatsgalerie Stuttgart

senhauer bei der Eröffnung der Ausstellung – die genau das jedoch zu wenig deutlich macht. Zu stark steht die Bildhauerei im Vordergrund.

Schlüter, der, vermutlich aus Danzig gebürtig, zunächst am Warschauer Hof arbeitete, war 1694 als Hofbildhauer an den von Kurfürst Friedrich III. berufen worden, ehe er auch das Amt des Schlossbaumeisters übernahm. Da liegt aus architektonischer Sicht seine überragende Leistung. Das aus der Renaissance stammende Schlossensemble, ein Konglomerat von unterschiedlichen Bauteilen, ließ er größtenteils durch ein barockes Geviert ersetzen, dem nur die an der Spree gelegenen Wohntrakte von Kurfürst – ab 1701 König – und Gattin angeschlossen blieben. Mit den ikonografisch unterschiedlichen Fassaden zum Schlossplatz – kraftvoll durch Säulen gegliedert – und zum Lustgarten – eher spielerisch mit Hermen – und vor allem mit dem repräsentativen Hof zeigte Schlüter, wie gut er sich die römische Palastarchitektur wie auch die barocken Vorbilder Frankreichs anzuverwandeln wusste, die er auf seiner vom Kurfürsten angeordneten Bildungsreise 1695/96 kennengelernt hatte.

Beeindruckend ist das technische Genie Schlüters. Das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten ist die erste Großbronze überhaupt, die in deutschen Landen geschaffen wurde. Ein glücklich erhaltenes Gussmodell lässt die Schwierigkeiten erahnen, die

